

Nur zwei US-Staaten fehlen ihm noch

Detlef Junker verabschiedet sich als Gründungsdirektor des Heidelberg Centers for American Studies – Er kennt Land und Leute wie kaum ein zweiter Forscher

Von Micha Hörnle

Eigentlich hat sich Detlef Junker einen eher ungünstigen Termin ausgesucht, um in dem von ihm gegründeten Heidelberg Center for American Studies (HCA) den Stab weiterzureichen. Denn gerade steht es um die transatlantischen Beziehungen nicht zum Besten, alle Welt redet von Trump, den USA-Spezialist Junker am Tage nach dessen Wahl in der RNZ für amtsunfähig erklärt hatte. Aber: Irgendwann ist es auch einmal gut nach 15 Jahren als HCA-Direktor. Junker wird in diesem Jahr 79, mit dem Ökonomen Welf Werner gibt es nach einem langen Auswahlverfahren seit dem 1. Februar einen Nachfolger, am Donnerstag hielt Junker seine Abschiedsvorlesung (siehe weiteren Bericht auf der Politik-Seite). Junker hat diese Forschungseinrichtung gegründet und geprägt: „Hebamme“ nennt er diesen Job, den er nach einer langen Karriere als Uni-Professor auf sich nahm. Mit Erfolg: Denn aus bescheidensten Anfängen ist das HCA heute eine feste Größe in der Forschungslandschaft – und residiert seit neun Jahren in einem mehr als nur schmucken Barockpalais in der Hauptstraße am Uniplatz – was am meisten die amerikanischen Gäste beeindruckt.

DAS PORTRÄT

Wenn einer fast sein ganzes Wissenschaftlerleben der Nation „überm Großen Teich“ gewidmet hat, muss das aus dem Innersten kommen: Tatsächlich hat Junker frühe Kindheitserinnerungen an „die Amis“. Nach einem amerikanisch-englischen Großangriff auf Hamburg fiel eine Bombe in seine Heimatstadt Quickborn, ausgerechnet in die Adolf-Hitler-Straße. Kurz nach dem Krieg erhielt der kleine Detlef in der Schule eine Schokoladensuppe, die die Amerikaner gestiftet hatten. Und die neuen Geldscheine nach der Währungsreform 1948 waren in den USA gedruckt. Bald beschäftigten den politisch interessierten Gymnasiasten zwei Grundfragen: Warum gab es den Nationalsozialismus? Und was machen die Amerikaner in Europa? „So etwas muss mit ganz frühen



Detlef Junker war nicht nur lange Dozent für Neuere Geschichte, er ist auch Institutsgründer. Foto: Hentschel

Prägungen zu tun haben“, so Junker. Immerhin hatte er das Glück, in eine Familie hineingeboren zu werden, die mit dem NS-Regime nichts am Hut hatte – sein Vater hatte die Schrecken des Krieges als Sanitäter am eigenen Leib erlebt.

Doch nach dem Wehrdienst und zwei Semestern Studium packte Detlef Junker eine ganz andere Leidenschaft: Er wollte Journalist werden, natürlich bei den großen Blättern. Just zu dieser Zeit saß im Gasthaus seiner Mutter ein „Spiegel“-Redakteur, der ihm den Rat gab: „Geh zur Lokalzeitung, da kannst Du wirklich schreiben!“ Und das machte er: Beim „Pinneberger Tageblatt“ volontierte er – und aus dieser Zeit stammt wohl auch die Gabe, griffig zu formulieren. Er schrieb über wirklich alles: die große Politik („Kennedy und Berlin“), aber auch die kleine: Wie die Bauern in Kaltenkirchen gegen den geplanten Hamburger Flughafen kämpften, „fast wie heute bei uns im Handschuhsheimer Feld“. Er erinnert sich: „Ich habe den Journalismus mit Leidenschaft gemacht. Aber ich

musste mir mehr Bildung anschaffen, gerade für die Leitartikel. Deswegen wollte ich zu Ende studieren – und danach wieder zurück zur Zeitung.“

Es kam anders: Nach zehn Semestern in Geschichte, Philosophie, Literatur- und Politikwissenschaft an der Uni Kiel hatte er seinen Doktor – und bekam ein Angebot des bekannten Stuttgarter NS-Spezialisten Eberhard Jäckel, dessen Assistent zu werden – und hier konnte er zumindest einer seiner Grundfragen, der mit dem Hitlerregime, auf den Grund gehen. Eine Gelegenheit für die zweite, die mit den Amerikanern, bot sich gleich: Er bekam ein Stipendium für eine der renommiertesten amerikanischen Universitäten, für Yale.

Dort forschte er für seine Habilitation zur Außenpolitik des legendären US-Präsidenten Franklin D. Roosevelt – und erhielt dort erste Antworten, was die Amerikaner später in Deutschland machen sollten: „Ich war völlig sozialisiert mit der Wiederbewaffnungsdebatte und der Westbindung. Amerika war so präsent in meinem

Leben. Da wollte ich zu den Ursprüngen dieser Fragen.“ Dieses Jahr in Yale war für ihn prägend, das Land hatte ihn gepackt. Er hatte seine alten Journalismus-Pläne begraben, ging wieder nach Stuttgart als Unidozent, 1975 erhielt er einen Ruf nach Heidelberg als Professor für Neuere Geschichte.

Aber ausgerechnet über sein Leib- und Magenfach, die amerikanische Geschichte, gab es hier kaum Bücher – und das an einer Universität, die einem Amerikaner so viel zu verdanken hatte: Denn ohne ihren Alumni und späteren US-Botschafter in Berlin, Jacob Gould Schurman, hätte es nie die Neue Universität, den Ort von Junkers Abschiedsvorlesung, gegeben. Junker wetzte diese Scharfe aus und gründete mit Hilfe von Förderern die Schurman-Bibliothek. Denn: „Ich habe von Schurman zwei Dinge gelernt: Wenn man nicht fragt, lautet die

Antwort Nein. Und: Danke groß!“ Und diese beiden Eigenschaften, auch mal kräftig bei Mäzenen anzuklopfen und durchaus gewagt zu denken, sollten ihm später helfen, das HCA zu gründen.

Ebenso nützlich war sein Aufenthalt in Washington als Direktor des Deutschen Historischen Instituts (DHI) von 1994 bis 1999. Er lernte dort die Kunst des „Fundraising“, also des Geldeintreibens – und beruflich blickte er über den Tellerrand seiner eigenen Disziplin hinaus, denn das DHI verstand sich schon früh als etwas, was sich heute interdisziplinär nennt. Und nicht zuletzt lernte er die USA aus dem Effeff kennen: „Ich habe 48 Staaten mit dem Auto bereist. Nur North Dakota und Alaska fehlen mir noch.“ Alles in allem hat er gut neun Jahre in den USA zugebracht.

1999 kehrte er zurück, unterrichtete fünf Jahre, bis zu seiner Emeritierung 2004, als Curt-Engelhorn-Stiftungsprofessor für Amerikanische Geschichte, aber die Vision eines interdisziplinären Zentrums für Amerikastudien („so etwas wie das DHI,

nur eben in Deutschland“) verfolgte ihn weiter. Er konnte und wollte sich dabei nicht nur auf universitäre Mittel beschränken, und als geborener „Fundraiser“ – die Unternehmern gene stammen wohl von seiner Mutter, einer tüchtigen Wirtin – holte er Förderer an Bord, vor allem den unlängst verstorbenen Curt Engelhorn, den langjährigen Chef des Chemieunternehmens Boehringer Mannheim. Der hatte eine amerikanische Mutter und studierte in Texas, war also sein natürlicher Bundesgenosse für ein Amerika-Zentrum. Aus kleinsten HCA-Anfängen mit zwei Räumen in der Altstadt wurde daraus „eine der besten Institutionen in Europa in dieser Disziplin“ – und zwar in Zeiten, in denen anderswo die Amerikaforschung aus Geldnot zusammenschnurrte. Darauf ist er stolz, nun ist es an der Zeit, loszulassen: „Nichts ist schlimmer, als wenn sich Leute an eine Position klammern.“ Junker bleibt weiter Vorsitzender des Kuratoriums, in dem die Förderer vertreten sind.

Was in der nächsten Zeit kommt, wird er bald „bei langen Strandspaziergängen auf Fuerteventura mit meiner Frau besprechen“. Aus seiner ersten Ehe hat er zwei Töchter, 51 und 50 Jahre alt, er ist auch zweifacher Opa. Aber umtriebiger, wie er ist, werden seine Hobbys wohl doch eher zu kurz kommen. An einem hat er allerdings immer festgehalten, am Sport: Junker ist begeisterter Tennisspieler und geht regelmäßig ins Fitnessstudio. Und seit er mit seiner zweiten Frau, einer Niederländerin, vor sieben Jahren von Gauangeloch in die Altstadt zog, ist er mittendrin im Leben – Schlossblick inklusive.

Langweilig wird es ihm nicht werden: Sein Nachbar ist der bekannte Politikwissenschaftler Klaus von Beyme, mit dem er herrlich über Amerika und Russland streiten kann – und schließlich hat er ja immer noch den Traum von einem sicherheitspolitischen Zentrum in der ehemaligen US-Kommandantur an der Römerstraße. Dann könnte er im vorgerückten Alter die sich abzeichnende dritte Lebensfrage bearbeiten: Was wird aus Europa, wenn es für seine eigene Sicherheit nicht sorgen kann, die Amerikaner sich langsam verabschieden und neue Weltmächte aufsteigen?